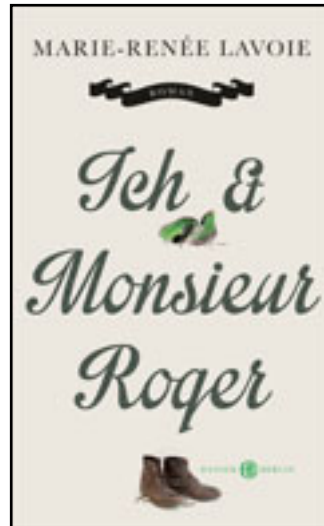


HANSER



Leseprobe

Marie-Renée Lavoie

Ich und Monsieur Roger

Roman

Übersetzt aus dem Französischen von Norma Cassau, Andreas Jandl

ISBN (Buch): 978-3-446-24384-2

ISBN (E-Book): 978-3-446-24457-3

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-24384-2>

sowie im Buchhandel.

In dieser Zeit zog Roger in unsere Straße. Als ich schlaftrunken von einer meiner Touren heimkehrte, nach denen ich nie wusste, ob ich tatsächlich Zeitungen ausgetragen hatte, kam mir plötzlich dieses gestrandete Wrack vor die Füße. Die Anwesenheit eines Fremden auf meinem Nachhauseweg brachte mich schnell zurück in die Welt der Irren.

Er saß auf einem kleinen Stuhl mit geblühtem Kunstlederbezug, auf dem Parkplatz des Hauses nebenan, eine schlecht gerollte Zigarette im dichten, weißen Bart, in den der Tabaksrauch karamellfarbene Strähnen eingefärbt hatte. Man hätte meinen können, er wäre schon immer da gewesen. Ein Mann der einfachen Viertel, die perfekte Inkarnation dessen, was man sich unter armen Leuten vorstellt. Kleidung aus einer anderen Zeit: ein kariertes Hemd über brauner Hose über weißen Socken in ausgelatschten Slippern. Er musste nur den Arm fallenlassen, um mit den Fingern an die O'Keefe-Flasche zu kommen, die als Verlängerung seines eigenen Körpers zu seinen Füßen stand. Ohne mit der Wimper zu zucken, griff er nach ihr mit der Genauigkeit eines Elektrikers, versenkte den Hals in seinem behaarten Schlund und rülpste laut. Das Echo hallte von den benachbarten Gebäuden zurück, bevor es sich, ohne weiteres Aufsehen oder Panik zu erregen, auf der um diese Zeit verlassenem Straße verlor. Verlassen bis auf mich, die ich noch einen Moment an der Straßenecke stehengeblieben war, um überstürzt aus Versailles zurückzueilen und diesen kümmerlichen Weihnachtsmann zu verarbeiten, der sich wie zu Hause fühlte.

Und er war tatsächlich hier zu Hause. Im Souterrain bei

den Simards, direkt nebenan, plötzlich sehr nah. Und ich würde an ihm vorbeimüssen, um zu mir ins Haus zu kommen.

Ich zerzauste mir die Haare.

Ein neuer Nachbar. Schon wieder. Noch einer, der sich dank der Mietergesetze an drei Monaten mietfreiem Wohnen erfreuen würde, während die Hauseigentümer dazu verdammt waren, sich das Nicht-Zahlen der Miete gefallen zu lassen. Und danach? Würde er bei Nacht und Nebel abhauen, wie die anderen auch, mit seinem Plunder in einem gemieteten Laster, den er ebenso wenig bezahlen würde. Oder er tarnte seine Flucht mit viel Hin- und Herfahren in einem alten, bis unters Dach vollgepackten Auto. Wie ein Feigling. Wie die anderen.

»Hallo, Hühnchen! Bist ganz schön klein für so 'n großen Sack!«

Roger wurde bald zum festen Bestandteil unseres Alltags, er und seine Flüche, mit denen er die kleinen Unwägbarkeiten des Lebens in Worte fasste, ein wenig zurechtgestutzt durch den messerscharfen Blick meiner Mutter, wie auch sein »Hallo, Hühnchen!«, das zu meiner Begrüßung und zum Abschied immer laut ertönte, damit die ganze sich hier herumtreibende Fauna ihn auch hörte. Während er also historische Sehenswürdigkeit spielte, vor seinem kümmerlichen Palast, schlug sein Körper auf dem Parkplatz der Nachbarn langsam Wurzeln. Die Haut in seinem Gesicht und an den Händen, die unablässig der Sonne ausgesetzt war, wurde rot wie Laub im Herbst.

Die Abende hingegen wurden immer lauter. Monsieur Rogers Stimme dröhnte und donnerte zunehmend mit jedem vernichteten Bier – der Haufen ausgebluteter Flaschenleichen zu seinen Füßen bezeugte die schwere Schlacht des Tages gegen die Langeweile. In diesen methanolisierten Momenten kreuzte er bei uns auf, ohne anzuklopfen, mit der Sanfttheit eines Feldbataillons auf der Flucht: Er brauchte »mal eben 'nen Zehner, bis zum nächsten Ersten«, suchte ein Stück Holz, um irgendeinen Plunder zu reparieren, musste uns dringend erzählen, was ihm eben eingefallen war, usw. Kurzum, er wollte mit jemandem reden und tat dies ohrenbetäubend laut.

»Schrei nicht so, die Kleinen schlafen!«

»Heilige Sacklaus, das stimmt!«

»Nein, ich schlafe nicht.«

»Was machst du denn da noch? Leg dich hin.«

»Ja, aber ...«

»Ja, aber gibt's nicht. Ab ins Bett. Fertig aus.«

In den huldvollen Stunden, in denen meine Eltern unsere Existenz berechtigterweise vergaßen – wenn Schlafenszeit war –, schlich ich heimlich bis vor in den kleinen Flur neben der Eingangstür und spionierte sie aus. Dort lehnte ich und hielt den Atem an, um ihr leises Flüstern besser zu verstehen. Die beiden sprachen miteinander, stundenlang, über Millionen kleine Sachen, die absolut belanglos waren. Aber der Ton ihrer Rederei über die Nichtigkeiten des Tages ließ einen fast an irgendwas glauben.

Nie hätte ich gedacht, dass dies Liebe sein könnte. Unmöglich, so lauwarm, wie das war. Mit einer alles übertreffenden Phantasie, wie ich sie habe, konnte ich mir nicht vorstellen, auch mit acht Jahren nicht, dass Liebe ohne Abendgarderobe, Champagner, Limousine, Blumen, Opernbesuch und Luxus-Hotelzimmer auskam. Mit acht hat man schon soviel Werbung gesehen, die einem bestimmte Vorstellungen vom Leben ins Hirn drückt, dass die Wirklichkeit, so sehr sie sich auch bemüht, einem einfach nicht beibringen kann, dass diese Bilder lügen. Der Gegenbeweis des Alltags gleicht einem Prediger in einer besonders trockenen Wüste: Man muss glauben, dass ein minzfrischer Kaugummi als Garant für weiße Zähne steht, für leidenschaftliche Liebe und ausgiebiges Lachen in Zeitlupe. Ich wollte einfach daran glauben, dass sich die Erwachsenen abends nach der Arbeit mit Theater- und Restaurantbesuch beglücken, mit großem Diamantcollier für die Dame, Sportlimousine für den Herrn. Und das, obwohl in der Szene, die ich allabendlich mitverfolgte, nur zwei bekannte, vollkommen leere Gesich-

ter auftauchten, mit Ringen unter den Augen, fast ganz von der dicken Rauchwand verdeckt, die sie unablässig und lässig hintereinanderweg mit ihren Zigaretten in die Luft bauten, zwei leicht verbrauchte Wesen auf einem alten schäbigen Sofa, eingemummt in abgewetzte Hauskleidung, die nie mal irgendwohin führen in ihrem weißen Malibu mit den vielen Roststellen und dem undichten Dach. Aber aus der Nähe betrachtet – deswegen musste ich so dicht an sie ran – sah man im Fluss ihrer genau sezierten Tage, dass sie sich gut über Wasser hielten, dass alle Sorgen an ihrem ruhigen Glück zerschellten, das sich nicht an Äußerlichkeiten wie ihrer armseiligen Einrichtung festmachen ließ. Die Wirklichkeit machte sich im Verborgenen schön.

Am allerliebsten mochte ich die Eishockey-Abende, an denen mein Vater munter trank, überdreht seine Füße aneinanderrieb, um den Jungs auf dem Eis ein wenig mitzuhelfen, und laut mit der Faust auf den Tisch hieb, wenn seine Mannschaft ein Tor erzielte. Dabei stieß er exotische Schreie aus, nach Art von Speedy Gonzalez »Arrrrriwa! Arrrrri-arrrrriwa!«, und sprang auf, dass unser Pappmaché-Haus ein mittelstarkes Erdbeben durchfuhr. Eines Abends war seine Freude so überschäumend – die Canadiens bissen sich an den Nordiques die Zähne aus –, dass der berittene Freund und Helfer vorbeischaute. Die Nachbarn von unten, nichtsahnend von den tobenden Massen im Fernsehen, die nahelegten, dass der Tumult über ihnen Teil eines ganz und gar unschuldigen Vergnügens war, hatten geglaubt, eine Schlägerei sei im Gange – ein Mann umgeben von fünf Frauen kann schon mal die Fassung verlieren, das ist wohlbekannt.

Die Polizisten durchschauten das Missverständnis, sobald sie unsere Wohnung betraten, und akzeptierten die Einladung meines Vaters, dem weiteren Spielverlauf bei einem kühlen Bier in unserem Wohnzimmer zu folgen. Die Schlägerei verwandelte sich also in einen nicht minder geräuschvollen Männerabend. Im Türwinkel kauernnd hatte ich sie bis zum Abpiff miteifern sehen. Den Bildschirm sah ich nicht, dazu saß ich zu weit versteckt und im falschen Winkel zum Fernseher, doch ich war so beglückt, dieser Begeisterung beizuwohnen, dass ich mich darum nicht scherte. Ich hörte das Tosen der Menge, aus der die schönen warmen Stimmen herausstachen, die alle Gemengelage, Vorstöße und Karambolagen in Tornähe kommentierten, bevor sie in ein Crescendo verfielen, das vom Eis bis auf die Ränge alles mit sich fortriss: »Und Toooooor!« Es war das beruhigende Geräusch, dem es gelang, die üblichen Sorgen meines Vaters zu schmälern, ja, sie sogar vollständig verschwinden zu lassen. Ich liebte Eishockey.

Die ungeplanten Besuche von Monsieur Roger in unserem Wohnzimmer an manchen Abenden erlaubten mir, ohne dass es die göttliche Ordnung der Dinge ernsthaft störte, mit im Wohnzimmer zu sitzen und noch aufzubleiben: Sein Gepolter löschte in mir jeden Funken Müdigkeit, und meine Mutter versteifte sich nicht darauf, mich sofort ins Bett zurückzuschicken. Sie winkte mich herbei, von der Tür weg, die mir als Schützengraben gedient hatte, und ich trat geblendet in die Teerwolke, wie auf eine Bühne voller Trockeneisnebel. Man erlaubte mir sogar ein oder zwei Schluck Bier. Aber keine Zigaretten, davon bekäme ich schlimmen Husten. Wenn ich dann mit aufgesetzt reifer Kleinmädchenstimme verkün-

dete: »Oh, lecker!«, während meine Nasenflügel offenkundig vor Abscheu bebten, hatten alle drei ihre Freude. Ich nahm, was man mir anbot, und machte mich auf meinem Holzstühlchen mikroskopisch klein, als erkaufte ich mit der unbequemen Sitzhaltung das Recht, länger dabeibleiben zu dürfen – möglichst ungesehen und vergessen.

Bei einem dieser Versuche, meinen Körper auszublenden, erfuhr ich, woher Monsieur Roger die vielen alten Hausmittel kannte. Ich ahnte von Anfang an, dass irgendetwas nicht stimmte: Mein Vater konnte weder ein Ei kochen, die Waschmaschine starten, noch einen Hammer richtig herum in der Hand halten; Monsieur Roger bereitete all sein Essen selbst zu, sogar den Ketchup, konnte alles Mögliche zerlegen, reparieren, erfinden.

»Meine Frau ist gestorben, als die Kinder noch kleine Köttel waren. Brigitte schiss noch die Windeln voll ...«

Kurzes Nicken meiner Mutter in meine Richtung. Obwohl ich mich in kleinste Teilchen auflöste, mich zur Amöbe machte, vergaß sie mich nicht. Roger hobelte seine Ausdrucksweise also ein wenig zurecht und hob die Stimme, um zu zeigen, wie schön glatt sie jetzt war.

»Sie waren echt noch klein, die Hosenscheißerchen. Viel zu klein ...«

»Woran ist sie gestorben?«

»An einer tödlichen Krankheit, verdammter Dreck! Irgendeine Sauerei im Blut. Aber genau weiß das keiner.«

»Ist das lange her?«

»Weiß schon nicht mehr. Das will was heißen.«

»Hast du dann noch mal geheiratet?«

»Bist du verrückt! Nie im Leben. Ich hatte ja schon drei am Bein. Und ich hatte bestimmt nicht vor, wieder in der Kirche dem Pfarrer den Arsch zu küssen.«

»Aber warum sieht man sie gar nicht, deine Kinder? Wohnen sie nicht hier?«

»Warte nur, verdammte Schei..., bis die Kleinen groß sind ... Sehr undankbar, so Kinder. Du gibst ihnen alles, und wenn sie dich nicht mehr brauchen, hauen sie ab. Lassen sich nicht blicken, als wärst du irgendein Ekelpaket. Sie kreuzen nur bei dir auf, wenn sie in der Scheiße stecken, wie der Junge, als er letztes Jahr die Scheidung hatte. War nicht tot, die Frau, aber er wollte sie nicht mehr!«

»Sie haben ihr Leben, das ist normal.«

»Na ja. Sie werden mich besuchen kommen, wenn ich in der Kiste liege, verdammte Arschwichse. Das heißt, dann sehe ich sie bald.«

»Roger ...«

»Darf ich nicht mal Arschwichse sagen?«

Es verging kein Tag, an dem er uns nicht seinen baldigen Tod auftischte. Ich konnte seinen Wunsch zu sterben gut verstehen: Er langweilte sich, seine Kinder ließen ihn hängen, und er war mittlerweile zu alt und zu arm, um noch auf irgendetwas anderes zu hoffen, als kläglich den lieben langen Tag bei warmer Bierplörre vor einem abbruchreifen Schuppen zu sitzen, in dem ihm irgendwelche Fettwanste auf der Birne rumtrampelten. Das konnte ich verstehen, weil ich in einem Alter war, in dem der Tod noch keine Rolle spielte. Ich würde niemals sterben, ich war noch nicht einmal zehn. Und in diesem Alter nimmt man problemlos hin, dass die Alten

sterben müssen, das scheint ganz normal und richtig. Später, wenn einige Zeit vergangen ist, wird die Sache komplizierter, denn dann betrifft sie uns langsam auch. Von da an behilft man sich mit leidigen philosophischen Konzepten wie der Absurdität oder tröstenden humanoiden Abstraktionen mit breiten Schultern, was die meisten Götter wohl sind.

Für Monsieur Roger war Gott jedoch derjenige, der sich geweigert hatte, die Drecksviecher, die sich im Körper seiner noch so dringend gebrauchten Frau eingenistet hatten, wieder an die Luft zu setzen. Was ihn aber nicht daran hinderte, mit Inbrunst zu ihm zu beten, den ganzen Tag lang, um ihm zu sagen, dass er bereit war für die nächste Etappe, wie auch immer diese aussah.

»Ich glaube, für heute Abend habe ich euch genug angepisst.«

»Du pisst uns nicht an.«

»Doch, ich schrei hier rum, und die kleine Nervtüte kann nicht schlafen ...«

»Ist schon gut. Lass gut sein. Sie schläft sowieso wenig.«

Vorsichtig erhob er sich, mit einer Hand seinen Bauch haltend, damit er nicht vornüberfiel wie ein Kreisel, der am Ende seiner Drehungen dem Ruf der Schwerkraft folgt.

»Außerdem hab ich kein Bier mehr jetzt.«

»Wir auch nicht.«

»Dann ist doch gut, eins mehr, und ich furz rum wie 'ne Drecksau. Erst morgen wieder.«

»Hör mal, so was sagt man nicht.«

»Tu mal nicht so etepetete mit deinen Alte-Oma-Sätzen, verdammte ...«

»Ab ins Bett. Gute Nacht.«

»Genau. Ab ins Bett.«

Er wankte hinaus auf die Galerie, und seine Flüche hallten noch lange aus der Ferne wider, wie das rhythmische Rufen der Erdbeerverkäufer, die im Sommer abends durch die Straßen zogen.